

Rezensionen

Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. 1750—1850. Frankfurt a.M./New York: Campus 1991, 300 S., öS 296,40/DM 38,00, ISBN 3-593-34337-1.

Der Luxus hat Trennungen verursacht, hat jeden Theil sein eigenes Ich deutlicher zu fühlen gelehrt.

Emilie von Berlepsch (1791)

Der männliche Testikel ist das tätige Gehirn, der Kitzler ist das untätige Gefühl überhaupt.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1830)

Als Emilie von Berlepsch über jene Trennungen nachdachte, die der Prozeß der Aufklärung zwischen den sich aus althergebrachten Sitten emanzipierenden Individuen aufgetan hatte, erschien es ihr noch nicht ausgemacht, daß das emphatisch beschworene „Ich“ der Aufklärung nur ein männliches sein sollte. Vehement propagierte sie die Selbständigkeit der Frauen im Fühlen und Urteilen auch innerhalb der ‚modernen‘ Ehe. Freilich war, als ihr Aufruf 1791 im „Neuen Teutschen Merkur“ erschien, jene wissenschaftliche Bewegung bereits in vollem Gang, an deren Ende mit der Verallgemeinerung des monströsen männlichen Neutrums ‚der Mensch‘ die fast vollständige Ausgrenzung der Frauen aus dem Prozeß der Aufklärung besiegelt werden sollte. Die Belegung männlicher und weiblicher Geschlechtsorgane mit sozialen Qualitäten, wie sie Hegel 1830 in der „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse“ vornehmen sollte, stellte einen entscheidenden Schritt in dieser von der neuen „Universal-Wissenschaft“, der Anthropologie, vorangetriebenen Bewegung dar.

Claudia Honegger untersucht in ihrer materialreichen Studie über „Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib“, wie durch die theoretischen und empirischen Anstrengungen der Anthropologen zwischen 1750 und 1850 nicht nur ‚der Mensch‘ als autonomes Subjekt sein „Coming-Out“ erhielt, sondern zugleich im Rahmen des für die Moderne ebenso konstitutiven Deutungsschemas der Differenz eine universale – und bald zur ‚Naturbestimmung‘ verklärte – ‚Ordnung der Geschlechter‘ entworfen und durchgesetzt wurde. Die beiden eingangs zitierten Sätze markieren wichtige Positionen in den um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert geführten großen Debatten um die Bestimmung der Geschlechter. Sie stehen auch für die beiden „Hauptstücke“, in die Claudia Honegger ihr Buch geteilt hat. Im ersten Abschnitt – „Kulturelle Umbrüche“ – zeigt sie die differenten und differenzierten Formen weib-

lichen und männlichen Selbstbezugs, die mit dem Aufbrechen traditioneller und ‚gottgewollter‘ Ordnungen möglich wurden. Im zweiten Abschnitt – „Verwissenschaftlichung“ – zeichnet sie jene argumentativen Strategien nach, mit denen die aus dem Himmel geholte Geschlechterordnung in die ‚Natur‘ verlegt wurde, wo sie schließlich – jenseits jeder sozialen Begründung – nur mehr als natürliche ‚Bestimmung‘ durch wissenschaftliche Beobachtung abgelesen zu werden brauchte.

Claudia Honegger versteht ihre Arbeit als einen Versuch, die „Grundlagen“ der modernen Welt auszugraben (212). Zu diesen gehört, so argumentiert sie, eine untergründige Deutungsstruktur einer „alles begründenden und ordnenden Ur-Duplizität“, die „zum modernen Pathos der Geschlechterdifferenz gespreizt“ wurde. Auf diesem Untergrund erst ruhe die „pathetisch verallgemeinerte kulturelle Dreifaltigkeit“ von „Mensch“, „Selbstreferenz“ und „Moderne“ auf (2). Will sie mit ihrer Fragestellung die wissenschaftsgeschichtliche Ausblendung des die Aufklärung maßgeblich bestimmenden „Kulturkampfes um die Geschlechterkodierungen“ (3) aufheben, so argumentiert Claudia Honegger zugleich gegen von ihr geortete feministische Konstruktionen eines „patriarchalen Gesamtakteurs“ (5). Sie plädiert vielmehr dafür, die „fürchterliche Redundanz des Differenzdiskurses“ nicht in großen theoretischen Ansätzen verschwinden zu lassen, sondern den Kern dieses Diskurses in „kontrastiv angelegten Fallanalysen“ und in der „vergleichenden Untersuchung von alltäglichen und wissenschaftlichen Deutungen“ (3) einzukreisen und so „Verschiebungen in den semantischen und normativen Gehalten freizulegen“ (2).

Im Abschnitt „Kulturelle Umbrüche“ erweist sich die Fruchtbarkeit dieser Vorgangsweise. Auf der Suche nach den Differenzen im Geschlechterdiskurs kann die Autorin die Breite und Widersprüchlichkeit, die die Debatte um die sozialen Bestimmungen der Geschlechter am Ende des 18. Jahrhunderts noch kennzeichneten, sichtbar machen. Die soziale Durchschlagskraft der bürgerlichen Ehe als verbindliche Lebensform ist freilich in allen von ihr vorgestellten Texten unübersehbar. Doch schreibende Frauen versuchten noch in sehr unterschiedlicher Weise, sich darin zu verorten. So warf etwa die eingangs zitierte Emilie von Berlepsch die Frage auf, wie zwei individuierte Personen ohne einseitige Unterwerfung und ohne einseitigen Verzicht auf soziale und geistige Objektivierung in der Ehe Zufriedenheit finden können, und forderte als notwendige Lösung den Aufbau einer autonomen weiblichen Kultur. Ganz anders dagegen die Autorin des 1795 anonym erschienenen (und Caroline von Wobeser zugeschriebenen) Bestsellers „Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte“. Sie stilisierte die vielfachen Handlungsbeschränkungen für Frauen in eine rigide Gesinnungsethik um, die es der Romanheldin Elisa erlaubte, zwar unglücklich, aber „im köstlichen Bewußtsein ihrer absoluten Tugendhaftigkeit“ zu sterben (35f). Ein moralischer Rigorismus, der – wie Honegger argumentiert – im 19. Jahrhundert (auch in der Frauenbewegung) Karriere machen sollte; Machtlosigkeit sei so durch Weltenthaltung und moralische Herablassung kompensiert worden. Zum Unterschied von späteren Ableitungen der ‚moralisch-sittlichen Überlegenheit des weiblichen Geschlechts‘ aus der ‚Natur‘ entwarf die Autorin der (vielgelesenen und vielkritisierten) „Elisa“ freilich

noch eine soziale Strategie: Sie arbeitete an einer „Systematik der weiblichen Lebensführung“ (41), und ihr Roman verstand sich keinesfalls als Beschreibung weiblicher ‚Natur‘.

Der Rekurs auf die ‚Natur der Körper‘ war allerdings bereits den Kontrahenten einer anderen Auseinandersetzung um das Geschlechterverhältnis gemeinsam. Der Göttinger Gelehrte Ernst Brandes hatte 1787 in der anonymen Streitschrift „Über die Weiber“ die von im diagnostizierten gesellschaftliche Machtstellung der Frauen mit dem Verweis auf ihre körperliche Schwäche und ihre damit verbundene ‚Naturbestimmung‘ heftig kritisiert. Bezeichnete der braunschweigische Offizier Jakob Mauvillon 1791 (ebenfalls anonym) diese Argumentation als „gräßliche Philosophie“, so suchte freilich auch er bereits das Geschlechterverhältnis aus einer körperlichen Differenz zu begründen – wenn auch mit anderen Folgerungen: Er meinte, gerade die Erkenntnis der schwächeren körperlichen Konstitution der Frauen verpflichtete die Männer zu deren Schutz. Solch ritterliche Appelle waren allerdings gänzlich unmodern und verhallten ebenso ungehört wie Theodor Gottlieb von Hippels 1792 veröffentlichter Aufruf zur „bürgerlichen Verbesserung der Weiber“. Wehrte sich Hippel, der ebenso wie Mary Wollstonecraft die Vervollkommnung der weiblichen Vernunftfähigkeit forderte (97), noch gegen jegliche „Szientifizierung soziokultureller Hierarchien“ (89), so konnte sein wissenschaftstheoretischer Skeptizismus gegenüber den überall sprießenden Begründungen sozialer Geschlechterverhältnisse aus der ‚Natur‘ bereits als hoffnungslos „rückschrittlich“ abgetan werden.

Hippel kämpfte erfolglos gegen die psycho-physiologischen Konzeptionen der in der Aufklärungszeit entstehenden „Universal-Wissenschaft“, der Anthropologie, die sich erfolgreich der Geschlechterdifferenz bemächtigen und so weitreichende Folgen für die soziale Konstruktion des Geschlechterverhältnisses haben sollte. Bedeutung und Konsequenzen der Geschlechterkonstruktionen der Wissenschaft vom Menschen sind unter dem Titel „Verwissenschaftlichung“ Gegenstand des zweiten Teiles von Claudia Honeggers Buch. Der aus der göttlichen Ordnung gelöste ‚Mensch‘ sollte durch die Anthropologie in seinen physischen wie psychischen Bestimmungen und Äußerungen erfaßt werden. Die Bedeutung, die der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Physis und Psyche dabei zukam, machte insbesondere die Arbeiten philosophierender Ärzte zu einem Zentrum der auf den Menschen gerichteten wissenschaftlichen Neugierde. Der ‚Nachweis‘, daß das ‚Physische‘ das ‚Moralische‘ bedinge oder doch zumindest untrennbar mit ihm verbunden sei, sollte über jene zentrale körperliche Differenz gelingen, die so augenscheinlich mit einer psychischen einherzugehen schien: jene des Geschlechts. Als Basiswissenschaft fungierte die vergleichende Anatomie, in der Unterschiede zwischen dem weiblichen und dem männlichen Körper nicht nur hinsichtlich der Geschlechtsorgane, sondern in der ganzen „Organisation“ (von der Dicke der Nerven bis zur Festigkeit des Fleisches) gesucht wurden. Vor diesem Hintergrund entwickelten sich – in regem Austausch zwischen deutschen und französischen Gelehrten – die diversesten Moral- oder Psycho-Physiologien. Sie belegten die erhobenen anatomischen Differenzen mit psychischen Eigenschaften und sozialen Bestimmungen. Hegels tätige Hoden

erweisen sich in diesem Zusammenhang keineswegs als singuläre Marotte, sondern als Teil eines ausufernden Diskurses, in dem – wie Claudia Honegger zeigt – „körperliche Arrangements als bedeutsame Texturen gelesen“ und „scheinbar ganz ohne Übertragungsprobleme auf ihre Funktionsbestimmung im sozialen Leben hin entziffert“ wurden. (199) Dabei finden sich durchaus Unterschiede, sowohl was die Auswahl der für bedeutsam erachteten körperlichen Eigenschaften betrifft als auch hinsichtlich der daraus abgeleiteten sozialen Bestimmungen. Fichte etwa orientierte sich an Positionen im Geschlechtsverkehr (186), der französische Arzt Cabanis dagegen deduzierte aus der Schwäche weiblicher „Fleisch-Fibern“ einen naturgesetzlich verschlagenen weiblichen Charakter. (159) Eine entscheidende Grundannahme aber einte alle, die an diesem Diskurs teilnahmen: daß es eine fundamentale (über die Geschlechtsorgane weit hinausreichende) körperliche Differenz der Geschlechter gebe und diese von zentraler Bedeutung für den ‚Geschlechtscharakter‘ sei.

Claudia Honeggers zentrale und überzeugende These in diesem Zusammenhang lautet daher, „daß erstens die paradigmatische Konzeption der psycho-physiologischen Entität des Menschen in ihrer totalisierenden Gestalt als ‚beseelter Maschine‘ hauptsächlich am negativen Kontrastbild des weiblichen Geschlechts und des Frauenkörpers entwickelt worden ist; daß zweitens der psycho-physiologische Monismus zur Erklärung und Bestimmung der weiblichen Organisation seine eigentliche Blütezeit erst dann erlebte, als ‚der Mensch‘ im vitalen Zusammenspiel von männlichem Geist und männlichem Körper längst (wieder) komplexeren Analyseverfahren und reflexiveren kognitiven Strategien unterworfen worden war.“ (133) Als die Anthropologie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einer Wissenschaft unter anderen herabsank und ‚die Frau‘ aus dem Kosmos der Anthropologie verschwand, machte die Sonderanthropologie des weiblichen Geschlechts als Gynäkologie erst ihren großen Aufstieg. Bis in unser Jahrhundert blieb sie eine „integrierte Wissenschaft vom Weibe“, in der physische, psychische und soziale Verfaßtheit ‚der Frau‘ aufgehoben sein sollten. Wurden monokausale Erklärungen ‚des Menschen‘ bald als zu einfach aufgegeben, galt für ‚die Frau‘ noch lange das Diktum des berühmten Arztes Rudolf Virchow: „Alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz des Eierstocks.“ (210)

Die Frage nach den geschlechterpolitischen Intentionen, die hinter solchen innerwissenschaftlichen Entwicklungen gestanden haben könnten, ist für eine „Kulturtheorie der Geschlechterverhältnisse“, wie sie Claudia Honegger fordert (215), ohne Zweifel von eminenter Bedeutung. Und so stellt sie auch die Frage nach den Interessen, die diesen kognitiven Strategien zum Durchbruch verhelfen, ins Zentrum ihrer Arbeit. Verwahrt sie sich dabei zu Recht gegen „das rein ‚utilitaristisch‘ und/oder ‚intentionalistisch‘ zugespitzte Argument“ vom Nutzen der Männer aus solchen Entwicklungen (5), so bleibt es doch einigermaßen schwierig, die von ihr angestrebten „angemessen komplexen Antworten“ (140) ihrem Text zu entnehmen. Doch dieser Anspruch sprengt auch im Grunde den empirischen Rahmen ihrer Arbeit. Es hätte dazu einer Untersuchung der die wissenschaftlichen Entwicklungen motivierenden

politischen Geschlechterdiskurse auch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bedurft, in der nach Honeggers Darstellung die eigentliche Verselbständigung der weiblichen Sonderanthropologie stattfand (192). Doch dieser Argumentationsstrang endet in ihrem Buch mit Hippel und Wollstonecraft in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts. Nicht zuletzt deshalb bleiben die beiden „Hauptstücke“ dieser Arbeit auch etwas unvermittelt nebeneinander stehen. Doch dieses Problem konnte mein großes Interesse und Lesevergnügen an Claudia Honeggers Buch nicht wirklich beeinträchtigen. Ich hätte vielmehr gern noch mehr von diesen stringenten und lehrreichen Fallanalysen gelesen. Die Fragen, die Claudia Honegger aufwirft, erscheinen mir mehr als die „Antworten“ den besonderen Wert ihrer Arbeit auszumachen.

Johanna Gehmacher, Wien

Marion A. Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class. Women, Family and Identity in Imperial Germany*. New York/Oxford: Oxford University Press 1991, 351 S., Abb., öS ca. 850,00/£ 35,00, ISBN 0-19-503952-1.

Marion Kaplan beginnt ihre Untersuchung über den Ausbau der Akzeptanz bzw. den Akkulturationsprozeß deutsch-jüdischen Bürgertums im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit drei Zitaten,¹ die die Ambivalenz der Stellung des deutschen bourgeois Judentums (wobei im Mittelpunkt die Rolle der jüdischen Frau steht) veranschaulichen. Drei Kriterien, jüdisch-religiöses Brauchtum, deutsche Bildung und deutscher Patriotismus bestimmten alle Stationen im Leben jüdischer Frauen. Sie waren jüdisch und empfanden sich als Deutsche. Als Frauen teilten deutsche Jüdinnen mit den nichtjüdischen deutschen Frauen gesellschaftliche Verhaltensnormen und deutschen Nationalstolz, als Angehörige des jüdischen Volkes pflegten sie jüdischen Gemeinschaftssinn und das Brauchtum der jüdischen Religion. Als Angehörige der Bourgeoisie tradierten sie bestimmte Verhaltens- und Bildungsmuster, als Jüdinnen fühlten sie über die Grenzen ihres Standes mit den Angehörigen ihres Volkes, auch wenn hier, wie sich im Laufe der Lektüre zeigt, die deutsch-jüdische Bourgeoisie Vorurteile gegenüber jüdischen Immigranten aus dem Osten übernahm und auch selbst praktizierte, um nicht mit diesen nicht akkulturierten und gesellschaftlich nicht akzeptierten Juden gleichgesetzt und vom eigenen durch Leistung und Bildung im deutschen Bürgertum erworbenen Status ausgegrenzt zu werden.

In der sehr ausführlichen Einleitung definiert Kaplan die grundsätzlichen Kriterien von Bürgerlichkeit und die historischen Entwicklungsstränge, die zur Verbürgerlichung des deutschen Judentums führten. Und sie beschreibt die Muster weiblicher Sozialisation innerhalb des Bürgertums, die Anforderungen und Rahmenbedingungen, in denen sich bürgerliches Frauenleben abspielte. Kaplans Untersuchung setzt

¹ Es handelt sich um jene drei Zitate, die auch Kaplans Aufsatz in diesem Heft vorangestellt sind.